



Dreimal L

von Helga Abret

Wenn ich das, was mein Leben in Bezug auf meinen Beruf betrifft, auf eine der griffigen, mit Abkürzungen arbeitenden Formeln bringen müsste, wie sie heutzutage „in“ sind, dann würde ich sagen: Wichtig waren für mich drei „Ls“, nämlich Lesen, Lernen, Lehren, die in einem interaktiven Miteinander eingebettet sind in das ganz große L, in das Leben.

L1 – Lesen

Ich beginne mit dem Lesen, weil es am Anfang meiner bewussten Entwicklung stand, und ich hoffe, auf die Fortschritte der Augenmedizin vertrauend, dass es mir erlaubt sein wird, bis zu meinem Lebensende zu lesen.

Wie ich lesen gelernt habe, weiß ich nicht mehr; aber als ich im April 1945 als Flüchtlingskind aus Schlesien kommend in einer kleinen Dorfschule bei Wittenberg eingeschult wurde, konnte ich es bereits. Ich bin seit meiner Kindheit eine passionierte, für manche wahrscheinlich eine pathologische, auf alle Fälle eine „geborene“ Leserin.

Es hängt mit meiner in der DDR verbrachten Kindheit und Jugend zusammen, dass ich relativ früh verstanden habe, dass derjenige, der viel liest, der Macht (ganz gleich welcher Couleur sie ist, ob braun oder rot) verdächtig sein muss. Nicht umsonst wurden unsere Schultaschen Anfang der 1950er-Jahre immer wieder auf „verbotene“ Lektüre hin untersucht.

Es gibt unzählige Äußerungen von Schreibenden über das Buch und das Lesen. Ich möchte an dieser Stelle Wolfgang Koeppen zitieren, der die auch für mich grundlegende Beziehung zwischen Buch und Leben – Lesen war für mich nie Flucht aus dem Leben – in äußerster Knappheit formuliert hat. Seinem Credo schließe ich mich an:

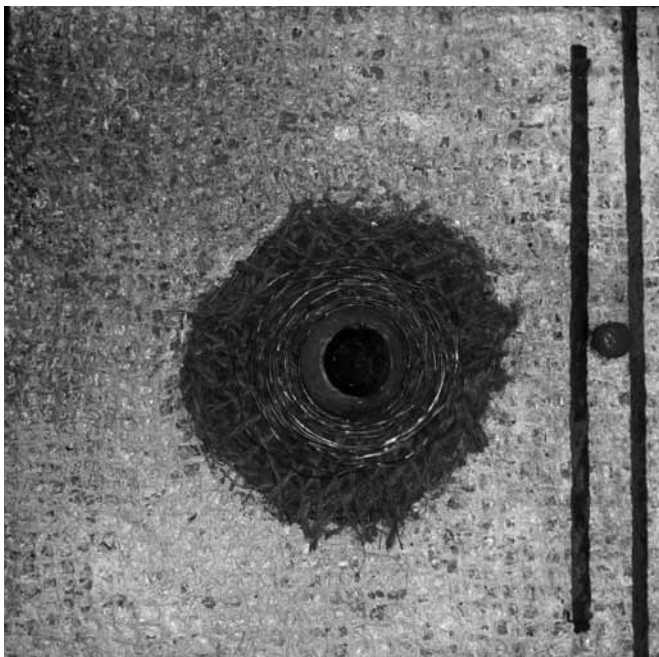
Ich glaube an das Buch. Nicht nur, weil lesen schön ist. Wer viel liest, hört zu. Er vernimmt etwas. Er unterrichtet sich. Er empfängt die eine und die andere Ansicht einer Sache. Er verliert Vorurteile, er wird toleranter, auch mißtrauisch, er glaubt nicht jedem Zuruf, schon gar nicht einem Befehl, er widerspricht, er wird ungehorsam sein aus besserer Einsicht [...]

L2 – Lernen

Wenn ich Lernen als Aneignung von theoretischem Wissen definiere, dann habe ich immer gern und meist „fleißig“ gelernt. Ich habe in den für meine Entwicklung entscheidenden Jahren, das heißt in den Volks- und Oberschuljahren in der DDR, gute Lehrer gehabt, da in der Frühphase der DDR die raschbetriebene Neulehrerausbildung noch nicht abgeschlossen war, die dann eine andere Lehrergeneration vor die Schulklassen setzte. Uns unterrichteten ältere, teilweise hochqualifizierte Lehrer, auch in den sogenannten „Nebenfächern“. Der größte Teil meines Basiswissens in Kunstgeschichte datiert beispielsweise aus jener fernen Zeit. Und wir hatten an unserer Görlitzer Oberschule einen Musikunterricht, von dem man heute nur noch träumen kann (wir lernten, wie eine Bachsche Fuge aufgebaut ist, wir analysierten eine Oper). Später hatte ich das Glück, in Heidelberg bei einem wirklich großen Slawisten, Dimitrij Tschizewskij, der gleichzeitig einer der letzten „Universalprofessoren“ mit einem „Universalwissen“ war, zu studieren und zu promovieren. Er hat mich nachhaltig in dem Sinne beeinflusst, dass ich mich selten mit dem reinen Fachwissen begnügt habe. Ich habe Lernen nie als Wiederkäuen von vorgesetztem Wissen verstanden, sondern als einen kritischen Aneignungsprozess. Das hat vermutlich wiederum mit meiner Jugend in einem totalitären Staat zu tun, wo die Lüge zum täglichen Brot gehörte, sodass man schließlich alles, was einem beigebracht wurde, zunächst infrage stellte, natürlich selten laut, sondern in seinem Kopf.

Das französische Universitätssystem verpflichtet den Lernenden stärker als das deutsche System zur Wiedergabe von reinem Wissensstoff, und ich habe mich dieser Forderung angepasst. Doch waren mir immer die Studenten die sympathischsten, die bei den Prüfungen nicht nur das von mir Vorgetragene wiederholten, sondern ihre eigene Meinung vertraten.

Unter Lernen verstehe ich aber auch all das, was man im sozialen Leben von anderen lernt oder durch eigene Erfahrungen hinzulernt. Diese sozialisierenden Lernprozesse sind mir nicht immer leichtgefallen, weil ich dabei – doch das gehört zum Erwachsenwerden – einiges von meiner Naivität und meinem Idealismus einbüßt habe.



Harald Kutschera:
Bild ohne Titel, Mischtechnik

Ich habe beispielsweise erst langsam die Erfahrung akzeptiert, dass es an einer Universität unter gebildeten Menschen nicht anders zugeht als in jedem beliebigen Betrieb. Aber warum sollten die Menschen letztlich an einer Universität friedlicher sein als in der großen Welt? „Bildung“ allein macht nicht umgänglicher, freundlicher und menschlicher, dazu gehört „Herzensbildung“, und um die zu haben, braucht man keine Universität zu besuchen. – Zu den sozialisierenden Lernprozessen im Beruf gehört auch, dass man lernt, Konzessionen zu machen, ohne die das Leben nicht möglich ist. Auch ich habe in meinem beruflichen Leben so manches Zugeständnis gemacht, mich aber bemüht, bei aller Konzilianz nichts zu tun, was meiner inneren Überzeugung zuwiderlief. Das heißt: Ich habe versucht, mir selbst treu zu bleiben.

L3 – Lehren

Lehren definiert als Wissensvermittlung war 34 Jahre lang mein Beruf, den ich allerdings nicht gelernt habe. Nach der Agrégation wurde ich sofort, ohne die geringste pädagogische Ausbildung, in ein Gymnasium in Bar-le-Duc entsandt. Das ist heute unvorstellbar. – Ein Jahr später kam ich dann an die Universität.

In den 33 Universitätsjahren, 14 davon verbrachte ich in Metz, habe ich mich bemüht, Wissen nicht *ex cathedra*, d. h. von „oben“ herab, zu vermitteln. Zum einen, weil ich mir immer

bewusst war, wie begrenzt mein eigenes Wissen ist, zum anderen, weil ich die vor mir Sitzenden immer als zukünftige Lehrende betrachtet habe, denen ich nur um einige Jahre – gegen Ende um viele Jahre – voraus war.

Ich habe stets versucht, etwas mehr zu vermitteln als das, was „auf dem Programm“ stand. Dazu gehört meine schon genannte Passion für Bücher, doch auch der Versuch, etwas von meiner eigenen Wertewelt an die Jüngeren weiterzugeben. Zu dieser Wertewelt gehören ein paar alte, solide preußische Tugenden wie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Verantwortungsbewusstsein, die man vielleicht etwas zu rasch mit dem Preußentum über Bord geworfen hat.

Mehr „Verschulung“, weniger Freiheit

Obleich ich nicht nur mit Passion gelesen und gelernt, sondern auch unterrichtet habe, ist mir das Unterrichten in den letzten Jahren schwerer gefallen wegen der allmählichen Veränderungen, die unser Universitätssystem erfahren hat.

- Zu diesen Veränderungen zähle ich beispielsweise
- die nach 1968 fortschreitende Verschulung des gesamten Universitätssystems;
 - die Politisierung des universitären Lebens, mit der ich mich nie abfinden konnte, denn an einer Universität sollte, so meine Meinung, das fachliche Wissen die unbedingte Priorität haben;
 - die Fragmentierung der Wissensvermittlung und Wissenskontrolle durch das vor einiger Zeit eingeführte System der „Modules“;
 - die inkonsequent angewandte Semestrialisierung, die zu dieser Fragmentierung beigetragen hat und die außerdem in völligem Widerspruch zu den Daten der *concours* steht;
 - das allmähliche Verschwinden der Literatur aus dem offiziellen Studienschema.

Ich könnte in einer Negativbilanz noch den Niedergang unserer Disziplin auf nationaler Ebene nennen und die Feststellung – von der alle Disziplinen betroffen sind – machen, dass Wissensvermittlung immer fragwürdiger wird, weil oft jegliches Basiswissen fehlt. Doch mache ich mir, was diese letzten beiden Punkte angeht, weniger Sorgen. Wenn ich an die dynamische und engagierte *concours*-Gruppe des vergangenen Universitätsjahres denke, dann weiß ich, dass es um die Vermittlung der deutschen Sprache und Kultur in Frankreich nicht so schlecht bestellt ist.

Bedenklicher scheint mir die Tatsache, dass die Freiheit der Lernenden und der Lehrenden immer stärker eingeschränkt wird. Das betrifft in jüngster Zeit auch, was uns „enseignants-chercheurs“ angeht, die Freiheit des Forschens. Das liegt



daran, dass man die „Geisteswissenschaften“ zwingen will – zum Teil schon gezwungen hat – nach dem Schema der Naturwissenschaften zu funktionieren. Indem man sie aber gewaltsam in das Prokrustesbett der „exakten“ Wissenschaften zwingt, beraubt man sie ihrer Eigenständigkeit und ihrer immer noch notwendigen Funktion in der Gesellschaft.

Das, was ich zum dritten „L“, dem Lehren gesagt habe, mag kritisch klingen, doch ändert das Gesagte nichts daran, dass ich bis zum Schluss im Bewusstsein gearbeitet habe, einen der schönsten Berufe auszuüben, einen Beruf, der die Chance bietet, mit jungen Menschen zusammen zu sein, die einen – trotz äußerer Alterserscheinungen – innerlich noch eine Weile jung und „lebendig“ erhalten.

Die Gefahr der zwei „Rs“

Für den Lehrenden gibt es meiner Meinung nach zwei Haltungen, die gefährlich sind und die seine berufliche Effizienz in Frage stellen. In Abkürzungen sprechend könnte ich sie die zwei „Rs“ nennen: **Routine und Resignation.**

Routine war nie mein Problem, das hat mit meinem Temperament zu tun. Resignation hingegen war für mich eine Versuchung der letzten Jahre. Wenn ich ihr nicht erlegen bin, dann wohl deshalb, weil ich bis zum Schluss das Gefühl hatte, gebraucht zu werden. Und ich möchte die Gelegenheit hier nutzen, um all den Kollegen und Studenten oder Ex-Studenten zu danken, die mir dieses Gefühl des Noch-Gebrauchtwerdens vermittelt haben.

Ein umfangreiches Kapitel meines Lebens wurde also abgeschlossen; ich beginne – *Immer wieder am Anfang*, wie der Titel eines Büchleins von Kunert lautet – ein neues Kapitel, in dem die beiden ersten „Ls“ hoffentlich bis zum Schluss, das dritte vielleicht noch eine Weile (in veränderter Form) eine Rolle spielen werden. Vor allem aber möchte ich in dieser neuen Phase ganz einfach etwas mehr vom Leben, diesem großen „L“, das alles andere einschließt, profitieren.

Suche

von Heide Loisel

in mir selbst
an eine Wand gestoßen
im Dunkel gelandet
am wunden Punkt
meiner Kindheit

die Hände blutig gegraben
um die Urne zu finden
in welche ich einen Teil
meines Wissens gelegt
um zu vergessen

zu viele
Verhärtungen betastet
doch Vieles
begriffen

aus: *In Schwebe*.
Edition Doppelpunkt 2011